

- Karahanan, Dževad/Jaroschka, Markus (Hrsg.) (2003): Poetik der Grenze. Über die Grenzen sprechen – Literarische Brücken für Europa. Graz: Steirische Verlagsgesellschaft.
- Krieger, Hans (1994): Das zweite Jerusalem. In: Neue deutsche Literatur. Zeitschrift für deutschsprachige Literatur und Kritik 3, S. 191-194.

## Zu Grenzen des Sendungsbewusstseins im Anschluss an Theodor W. Adorno

### *Nils Plath*

„Im übrigen befindet mich physisch ausnehmend wohl, dreimal so frisch und arbeitsfähig als im Westen, von Kopfschmerzen verschont – sonderbares Ansprechen eines gleichsam professionell Heimatlosen auf die Heimat.“ (Theodor W. Adorno an Thomas Mann, Frankfurt am Main, 28. Dezember 1949. In: Adorno/Mann 2002: 49)

Hier einzusetzen, auf dieser Seite, an einer Stelle, an der ein Nachdenken über Grenzen keine Kopfschmerzen bereiten soll, verlangt nach einer ersten Bestimmung: Jedes Außen und Innen verdankt sich einem artikulierten Unterscheidungsvermögen. Ihre jeweilige Bestimmung ist das Resultat einer sprachlich vermittelten Grenzziehung zwischen etwas, das als zugehörig und eigen, und etwas, das als nicht dazugehörig und fremd bezeichnet wird. Texte, deren erklärte Aufgabe darin besteht, diese Unterscheidungen plausibel erscheinen zu lassen und zugleich dauerhaft zu markieren, erlauben es – und man kann weitergehen und sagen: lassen es zwingend erscheinen –, Trennlinien als performative Akte, also als Selbstbehauptungen mit – und über – Sprache zu lesen. In einzelnen Lektüren, singulär und exemplarisch. Es gilt – und diese Behauptung ist hier der Einsatz –, solche Selbstbehauptungstexte ungebeten als Aufforderungen zu betrachten und darum nach der Perspektive zu befragen, aus der in ihnen diese für sie maßgeblichen Unterscheidungen getroffen werden. Das heißt, sie beim Wort zu nehmen, wenn sie von Unterschieden sprechen. Leistet man der Aufforderung Folge, beim Lesen die Adressierungen der Sprache im Blick zu behalten, erscheinen Lektüren dann als stets nachträgliche Kennzeichnungen von sich in sprachlichen Mitteilungen vollziehenden Standortbestimmungen, deren Adressaten nie mit letzter Sicherheit zu benennen sind.

\*

Eine Grenze aus Sicht dessen, der liest, zu thematisieren, heißt, sich auseinanderzusetzen mit eigenen Abwehrmechanismen und immer schon als fertig fabriziert vorgefundene Kennzeichnungen, die die historische Herkunft und den Kontext jedes der zur Erkundung der Grenzsicherungsanlagen

verwendeten Worte beschreiben – jener verwendungsfähigen Begriffe, die in Lager verweisen und dabei ihrerseits Grenzen der eigenen Deutungshoheitsansprüche kennen sollten. Damit ist nicht gesagt, dass es überhaupt einfach möglich wäre, sich selbst eine Position zuzuschreiben, ohne darauf angewiesen zu sein, an anderem Ort einen Empfänger vorauszusetzen, bei dem diese Mitteilung ankommen wird. Da jeder Text als eine Sendung zu lesen ist, die nach Antwort verlangt – und seinerseits bereits als eine Antwort zu lesen ist, die sich in Richtung anderer Texte hat adressieren lassen. So sei eine vorläufige Frage an den Anfang eines Grenzgangs gestellt; auch um von vornherein Demarkationslinien sichtbar werden zu lassen: Kann man es jenen vielfältigen Erörterungen, die die Grenze thematisieren – als gäbe es sie wirklich, diese eine singuläre Grenze, die Grenze als solche, die universalverbindliche Vorstellung der Grenze –, tatsächlich als positiv anrechnen, dass sie, eine jede für sich, Unterscheidungen produzieren, sich in der Umstellung von Identität auf Differenz eingeübt zeigen und nunmehr an die Stelle der tautologischen Formulierung eines „Wir-sind-Wir“ als der Behauptung des Anspruchs auf unvergleichliche kulturelle oder disziplinäre oder sprachliche Einheit eine vermeintlich ausreichend kritische Selbstperspektivierung stellen, wenn sie in ihren Texten dem „Anderen“ Anerkennung zollen, um sich in der eigenen Selbstbehauptung nicht dem Vorwurf eines kaum noch als verteidigungsfähig verstandenen Universalismus auszusetzen? Wie begründet muss der Verdacht erscheinen, dass es solchen Grenzgeschichten in der Regel um nichts als die Garantie für einen fortgesetzten ordnungsgemäßen Sortierprozess und für ein begriffliche Kontrollnormen erfüllendes Weiterschreiben geht, das nach wie vor einer Identitätslogik gehorcht, die sich wie vorgegeben weiter nach festgelegten Gegensatzpaaren organisiert – wenn auch, zugegeben, unter nunmehr umgekehrten Vorzeichen?

\*

„Jene Nähe bedarf einer gewissen Naivität. Damit auch das Briefschreiben. [...] [E]igentlich lassen sich keine Briefe mehr schreiben. [...] Die noch entstehen, haben etwas Falsches, weil sie durch den Gestus unmittelbarer Mitteilung Naivität bereits erschleichen.“ (Adorno 1997a: 691f.)

\*

„Die Grenze ist gleichzeitig eine Öffnung und eine Schließung,“ konstatiert Edgar Morin, dessen in einem anderen Kontext stehende Worte sich übersetzt zitiert finden lassen in einem Zusammenhang von Nation und Kultur:

„An der Grenze ist der Ort, an dem sich eine Unterscheidung und eine Beziehung zur Umgebung ergibt. Alle Grenzen, darunter auch die Membrane lebendiger Wesen, darunter die Grenzen der Nationen, sind, so sehr sie als Barrieren dienen, auch Orte der Kommuni-

kation und des Austausches. Sie sind der Ort für Dissoziation und Assoziation, von Trennung und Artikulation.“ (Morin 1977: 203f.; s. Bennington 1994: 240f.)

Die hier beschriebene Doppelgesichtigkeit der Grenze, die Gleichzeitigkeit von Trennung und Begegnung, die sie darstellt, erweist sich ganz offensichtlich für traditionell auf die Beobachtung von zwei Seiten sich ausrichtende Diskurse weithin als kein allzu großes Problem, über dessen unartikulierte Voraussetzungen weiter nachzudenken lohnen würde. Folgt doch die Festschreibung eines Hier und eines Jenseits der Grenze einer eingeführten Dialektik, in der sich gut einzurichten ist. Darauf jedenfalls lassen die vielfältigen Reproduktionen einer entschiedenen Unterscheidung schließen, wie sie sich in Texten finden, die vom „Anderen“ in Abgrenzung vom „Anderen“, von den Kulturen und Nationen, sprechen: der Unterscheidung zwischen *hier* und *dort*, zwischen *unser* und *euer*, zwischen *Fremdsprache* und *Muttersprache*, zwischen *Außen* und *Innen*. Fraglos verspricht die Unterscheidung etwas, wo immer sie ihre Umschrift erfährt: Unterscheidungssicherheit, auf die und mit der sich bauen lässt. Mit der bleibt man dann gern meist unbeobachtet bei sich selbst daheim. Darum, dagegen einige Anmerkungen.

\*

Der Versuch, Grundlegendes zur Grenzthematik anzusprechen und das Konzept der Grenze und dessen Wirkungsmächtigkeit in geisteswissenschaftlichen Diskursen zum Gegenstand zu machen, stellt die Frage nach der territorialen Ordnung in den Raum, die Frage nach der Möglichkeit eines Selbstverständnisses, sich einen Ort zur Äußerung und Entäußerung zu formulieren, wenn auch dort vorgegebene Grenzen einen bei dieser Art der Selbstbehauptung in ihre Schranken weisen. Das heißt, es sind sprachliche Grenzen, die Grenzen der Sprache und die zwischen Sprachen markierten Grenzen, denen die entscheidende Funktion zukommt. In der Sprache entscheidet sich, wer wie eingrenzt und ausgrenzt. Gerade dort, wo im gegebenen Zusammenhang von konkreten Länderscheiden, Kontinentdepartierungen und territorialen Festschreibungen, mit anderen Worten: von sogenannten „wirklichen“ oder „materiellen“ Grenzen in Europa die Rede sein soll, wie man als Vorgabe lesen konnte.<sup>1</sup> Die Rede kann hier nur von Grenzen sein, die die Sprache insze-

<sup>1</sup> Wie in der Ankündigung zu der Tagung, für die der vorliegende Text entstand: „Die Tagung wird Grenzen in Europa – in neuerer Geschichte und Gegenwart – als konstitutiv für kulturell und sozial verschiedene Räume diskutieren. Sie wird den Blick auf das Überschreiten, Relativieren oder Eliminieren von Grenzen lenken. [...] Von jeweils speziellen Kenntnissen aus, aber über eine Reihung von Vorträgen und über die Grenzen der jeweiligen Disziplinen hinweg, soll die Tagung die folgenden Fragen diskutieren: In welchem Maße verursachen historische und kulturelle Gegebenheiten, in welchem aktuellen politischen und wirtschaftlichen Interessen das Fortbestehen von Grenzen innerhalb Europas, und wie

niert, wo immer sie als Fremdsprache gelesen wird oder sich als Muttersprache vorstellt. Und als eine solche bezeichnet und benutzt wird – wie in jenen Sendungen, die sich mit den Namen „Theodor W. Adorno“ unterschrieben sehen, von jemandem abgeschickt, der vor seiner Emigration nach New York City im Jahr 1938 noch mit dem Namen „Theodor Wiesengrund“ unterschrieben hatte, dann im Moment des Kontinentwechsels – jenes *sea change* – dazu überging, seine Texte mit dem Namen der Mutter gegenzuzeichnen.<sup>2</sup> An Theodor W. Adornos Reflexionen über seinen transatlantischen Sprach- und Ortswechsel ist zu zeigen, dass tatsächlich jede Behauptung von kultureller Identität in der eigenen Muttersprache immer als „problematisch“ betrachtet werden muss (s. Derrida 1996: besonders 91ff.). Adorno, 1938 aus England ins außereuropäische Exil gegangen, 1941 von der Ostküste nach Los Angeles umgesiedelt, kehrte 1949 aus den USA in das Land zurück, in dem – nach eigener Beteuerung – *seine* Sprache gesprochen wird. In einem „Amorbach“ betitelten Artikel, der 1966, siebzehn Jahre nach dem Ende des Exils und mehr als ein Dutzend Jahre nach einem neuerlichen einjährigen Aufenthalt in den USA, in der „Süddeutschen Zeitung“ veröffentlicht wurde, schildert Adorno den Eindruck, den er von seiner Begegnung mit den USA wieder zurückgebracht hat:

„Kommt man nach Amerika, so sehen alle Orte gleich aus. Die Standardisierung, Produkt von Technik und Monopol, beängstigt. Man meint, die qualitativen Differenzen wären derart real aus dem Leben verschwunden, wie sie fortschreitende Rationalität in der Methode ausmerzt. Ist man dann wieder in Europa, so ähneln plötzlich auch hier die Ortschaften einander, deren jede in der Kindheit unvergleichlich schien; sei es durch den Kontrast zu Amerika, der alles andere unter sich plattwalzt, sei es auch, weil, was einmal Stil war, schon etwas von jenem normierenden Zwang besaß, den man arglos erst der Industrie, zumal der kulturellen, zuschreibt.“ (Adorno 1997b: 304)

Die Schilderung einer Perspektive auf ein Land, die hier einen zeitlich weit zurückliegenden und nicht einen zeitaktuellen Eindruck beschreibt, ist als bezeichnend anzusehen: teilt sie doch mit, dass die Kennzeichnung einer Differenz, der mitgeteilte Eindruck eines Unterschieds erst durch eine durch Bewegung erzwungene andere Perspektive möglich wird. Der als Erinnerung mitgenommene Eindruck prägt – so lässt sich die in der Charakterisierung von „Amerika“ und „Europa“ über die Wahrnehmung von Phänomenen mitgeführte Aussage verstehen – nach einer Wiederkehr an den Ausgangspunkt

wirken diese Bereiche aufeinander ein?“ Diese Erörterungen – entstanden zu Beginn jenes Jahres, in dem Adornos 100. Geburtstag dazu einlud, die Figur Adorno in Feuilleton-Beiträgen und Biographien aus lebensgeschichtlicher Perspektive zu skizzieren – interessiert eben genau die hier vorausgesetzte Bestimmung dieses „Innerhalb-Europas“ und damit die Frage, wie und wo ein Innen einem Außen vermittelt wird.

<sup>2</sup> Zu Adornos Exil-Aufenthalt in England s. Wilcock 1996. Zu seiner Zeit in den USA u.a. Barnouw 1976, Gross 1979, Hohendahl 1992, Hughes 1975, Israel 1997, Jay 1983.

jedes weitere gegenwärtige oder künftige Bild des vormals Vertrauten. Das vorher noch als vertraut Betrachtete ändert sich im Rückblick. Wahrnehmung ist immer von Bewegung und Standortänderung bestimmt, die sich mitzuteilen hat: zu Sendungen wird. In Adornos zurück schauenden Äußerungen über die Zeit seines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten finden sich zahlreiche Stellen, die sich wie die gerade zitierte als Belegstellen anbieten, jenes Land, dem sich Adorno verbunden fühlt, da es ihm Zufluchtsstätte war,<sup>3</sup> als *das* Sinnbild für einen Zustand ohne Geist erscheinen zu lassen, dem er – selbst noch nach der erfolgten Rückkehr nach Europa – auch weiterhin entkommen will.<sup>4</sup> Amerika wird in Adornos Kennzeichnung sozusagen zu dem nunmehr auch in Europa allgegenwärtigen Amerika Hegels, der es in seinen „Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte“ als „das Land der Zukunft“ bezeichnete, als „ein Land der Sehnsucht für alle die, welche die historische Rüstkammer des alten Europas langweilt“, wo das, „was bis jetzt sich hier ereignet, [...] nur der Widerhall der Alten Welt und der Ausdruck fremder Lebendigkeit“ ist, um abschließend verdiktiv festzustellen: „und als ein Land der Zukunft geht es uns überhaupt hier nichts an“ (Hegel 1970: 114). Adornos Amerika allerdings findet sich im Gegensatz zu Hegels vergangenheitslosem und damit für die Geschichte unerheblichem Amerika als das Land beschrieben, das *uns* alle bereits gegenwärtig angeht: zumal hier in Europa. Als Land der Zukunft, dessen Echo überall – weltumspannend, global – zu vernehmen ist. Und damit im Rückblick auch, und das ist entscheidend, die Geschichte

<sup>3</sup> In der 1967 erschienenen englischen Ausgabe seiner „Prisms“ stellt Adorno an das Ende des Anfangs, d.h. des Vorworts, den Dank: „Finally, the author could wish for nothing better than that the English version of ‚Prisms‘ might express something of the gratitude that he cherishes for England and for the United States – the countries which enable him to survive the era of persecution and to which he has ever since felt himself deeply bound“ (Adorno 1981: 8, dt. Adorno 1997c: 803f.). Ein Band des Dankes, eine Bindung in dieser Figur der Danksagung, die auch an anderer Stelle zu lesen ist. Ähnlich formuliert nämlich findet sich die Danksagung an die Vereinigten Staaten in den „Wissenschaftlichen Erfahrungen in Amerika“ (Adorno 1997d), einer 1968 zuerst auf Englisch erschienenen Nachbericht auf die Zeit in den Vereinigten Staaten. Bemerkenswerterweise fehlt dem Titel in der deutschen Übersetzung der Hinweis auf die Selbstbestimmung als „European Scholar“, lautet der Titel der englischsprachigen Fassung des Aufsatzes doch „Scientific Experiences of a European Scholar in America“ (Adorno 1968).

<sup>4</sup> Deutlich aber auch Adornos Warnung, die Kritik am Funktionalismus, der das Existieren in Amerika kennzeichne, nicht zu einer unangemessenen Selbstüberhöhung werden zu lassen: „Hochmut gegen Amerika in Deutschland ist unbillig. Er nutzt nur, unter Mißbrauch eines Höheren, den muffigsten Instinkten. Man braucht den Unterschied zwischen einer sogenannten Geistes kultur und einer technologischen nicht zu leugnen, um gleichwohl über die sture Entgegenseitung sich zu erheben. So verbündet das nützlichkeitsgebundene Lebensgefühl sein mag, das, verschlossen gegen die unablässig anwachsenden Widersprüche, wähnt, alles sei zum besten bestellt, sofern es nur funktioniert, so verbündet ist auch der Glaube an eine Geistes kultur, die vermöge ihres Ideals selbstgenügsamer Reinheit auf die Verwirklichung ihres Gehalts verzichtet und die Realität der Macht und ihrer Blindheit preisgibt“ (Adorno 1997e: 697).

und ihre Bestimmung zu bestimmen beginnt. Das unterstreicht ein Zitat aus Adornos Aufsatz „Wissenschaftliche Erfahrungen in Amerika“:

„Innerhalb der Gesamtentwicklung der bürgerlichen Welt haben fraglos die Vereinigten Staaten ein Extrem erreicht. Sie zeigen den Kapitalismus gleichsam in vollkommener Reinheit, ohne vorkapitalistische Restbestände. Nimmt man, im Gegensatz zu einer freilich hartnäckig verbreiteten Meinung, an, daß auch die anderen nichtkommunistischen und nicht der Dritten Welt zugehörigen Länder auf einen *ähnlichen Zustand* sich hinbewegen, so bietet für einen Menschen, der weder in bezug auf Amerika noch auf Europa naiv sich verhält, Amerika die *fortgeschrittenste Beobachtungsposition*.“ (Adorno 1997d: 736)

Was hier vollzogen wird, wo es abermals um eine Positionsbeschreibung geht, scheint zumindest auf den ersten Blick einer vorgeblich klaren Oppositiionsbildung zu entsprechen: Amerika und der Rest der Welt werden einander als Gegensatz gegenübergestellt, Amerika mit der Zukunft in der Gegenwart und Europa mit der Vergangenheit in der Gegenwart identifiziert. Damit wird auch der Eigenname „Amerika“ zu einem Begriff. Liest man solche Sätze, die angesichts von Adornos Absagen an ein solches Geschichtsmodell ein wenig überraschend eine Progression der geschichtlichen Entwicklung zu unterstellen scheinen, kann es einem leicht fallen, „Amerika“ zum „Textgenerierungsprinzip“ für Adorno zu erklären. Eine solche Sicht macht es zwangsläufig plausibel, dass es dann dieses „Amerika“ sein muss, „das jenen unverwechselbaren Ton erzeugt hat, der die Identifikation seiner [Adornos] Texte so leicht macht und als Erzählung des Immergeleichen – die Herrschaft des Äquivalenzwangs, die Vernichtung aller Differenz, die Zurichtung der Dinge im Tausch – entfaltet“ (Stöckmann 2001: 534). So ist Adorno – und gleichzeitig auch Amerika – schnell auf einen Nenner zu bringen: als „Adorno“ und „Amerika“, als Begriffe, zu denen die beiden Eigennamen werden. Es macht den Eindruck, als provozierten jene Texte, in denen Adorno die Unterscheidung von Amerika und Europa beschreibend zu fassen versucht, um der Position eigener Aussagen einen Kontext zu geben, offenbar Lektüren, die entweder apodiktisch-identifikatorische Züge annehmen oder aber – in einer spiegelverkehrten Geste – den einen wiederkehrenden Vorwurf formulieren, Adornos „Werk“ gleiche einer „desperaten Textmaschine“, „die allüberall das Ewig-Eine des globalen Identifikationswangs und dessen unablässige Wiederkehr im Ton einer hoffnungslosen Verzweiflung niederlegt“ (ebd.). Sich nicht weiter aufzuhalten mit dieser Art einer Nichtlektüre, die nicht Unvereinbarkeiten und Brüche in Adornos Schilderungen und Kennzeichnungen Amerikas und Anschluss-Stellen in seinen ebenfalls gar nicht so bruchlosen Gegenzeichnungen von Europa aufsucht, sondern sie nach Belegen durchmustert, die dann vereinheitlichend in eine Werkerfassung einzufügen sind und immergeleich die Nicht-Identität als tragende Säule eines so singulären wie monumental-ästhetischen Theoriegebäudes ausweisen, erlaubt den einen kurzen Hinweis auf etwas an dieser Stelle Entscheidenderes: Das Entwerfen von vorgefertigten und immer wieder abgerufenen Bildern, von

Stereotypen durch Unterscheidung lässt sich als eine fortgesetzte Selbstbeschreibung lesen, die vom Verlust eines festen Beobachterstandpunktes berichtet – und von einem nur sprachlich zu verarbeitenden Verlust von Heimat und Haus, der konstatiert, beschrieben, zum Ausgangsmoment für Urteile gemacht, nicht aber weiter für sich beklagt werden darf. Der Ort für eine nicht mehr zu garantierende Festlegung einer Position, ein Ort, an dem die Ordnung zwischen innen und außen, eigen und fremd und diesseits und jenseits sicher behauptet wird, wenn die Bezeichnungssicherheit bei der Weltwahrnehmung, die die Zeit seiner Kindheit kennzeichnete, erst einmal und endgültig als verloren gelten kann, ist für Adorno die Sprache. Das heißt, es ist ein nur mit Worten *einer Sprache* bestimmbarer Ort, der als Standort eines Sprechersubjekts dient, definiert mittels der figürlichen – und als solcher interpretierbaren – Rede der Sprache, für Adorno heißt das: der deutschen Sprache.

\*

In Adornos „Minima Moralia“, deren Einträge nach und nach während seines Aufenthalt in Los Angeles entstanden, findet sich die folgende Passage:

„In seinem Text richtet der Schriftsteller häuslich sich ein. Wie er mit Papieren, Büchern, Bleistiften, Unterlagen, die er von einem Zimmer ins andere schleppt, Unordnung anrichtet, so benimmt er sich in seinen Gedanken. Sie werden ihm zu Möbelstücken, auf denen er sich niederlässt, wohlfühlt, ärgerlich wird. Er streichelt sie zärtlich, nutzt sie ab, bringt sie durcheinander, stellt sie um, verwüstet sie. Wer keine Heimat mehr hat, dem wird wohl gar das Schreiben zum Wohnen.“ (Adorno 1997f: 95f.)

Doch die trügerische Hoffnung auf ein heimeliges Arbeiten – den Aufbau von etwas oder die Garantie, irgendwo zu Hause zu sein – wird gestört von den Effekten der Revision, der Umorganisation, der Restrukturierung und von dem Fehlgehen von Planung. Und birgt damit auch die Gefahr des Fehlgehens eines Textes, eines Schrifterzeugnisses von eigener Materialität. Zum Schluss steht dann ein Satz, der von einer ausdrücklichen Resignation spricht: „Am Ende ist es dem Schriftsteller nicht einmal im Schreiben zu wohnen gestattet“ (ebd.: 96). Und kein Versuch, sich in der Unordnung einzurichten, verspricht die Rückkehr zu einem Zustand eines Vorher mehr, erinnert er doch nur an die Notwendigkeit von Unterscheidungen bei der Selbstbeobachtung, der notwendigen Re-Perspektivierung von Ansichten:

„Es ist manchmal schwierig, angesichts solcher Innervationen des Gefühls der Vergleichlichkeit dessen sich zu erwehren, was man geistig beginnt, und der kalifornische Standort, gegen den ich zuweilen um seiner Unwirklichkeit willen aufbegehrte, hat gegenüber dem, was es hier zu beobachten gibt, geradezu den Vorzug des Realeren. Mit anderen Worten, man ist nirgends mehr zu Hause, und darüber sollte freilich wiederum der, dessen Geschäft die Entmythologisierung ist, nicht allzu sehr sich beklagen.“ (Theodor W. Adorno an Thomas Mann, Frankfurt am Main, 3. Juni 1950. In: Adorno/Mann 2002: 61f.)

Diese Revision des Standortes, die in Korrespondenz zu jener Gegenwartsbeschreibung zu lesen ist, die anderenorts und etwa ein Jahrzehnt später als der oben zitierte Eintrag der „Minima Moralia“ formuliert wurde, unternimmt Adorno 1950 mit diesen Worten in einem aus Frankfurt abgesendeten Brief an den in Pacific Palisades, Kalifornien, wohnenden Thomas Mann.<sup>5</sup> Zwei Jahre später, in einem Brief an denselben Adressaten, folgt eine Bemerkung, die sich hier anschließen lässt:

„[I]ch habe auch gelernt, daß es in einem zentralen Sinn eine Rückkunft nicht gibt: daß einem Europa so fremd geworden ist wie die Fremde, und mehr noch, daß es den anderen Tendenzen rapid, wenn auch vielfach ungeschickt und mit Schlampelei nachhinkt.“ (Theodor W. Adorno an Thomas Mann, Frankfurt am Main, 13. April 1952. In: Adorno/Mann 2002: 103)

Der Eindruck von Fremdheit muss sich mitteilen, der Ausdruck von Fremdsein braucht einen vertrauten Adressaten, so kann man die Aussage dieser Briefsendung verstehen. Die Beteuerung, es brauche einen Adressaten, muss diesen an einem anderen Ort voraussetzen, um sich einen Ort der Äußerung – und des Absendens – zuschreiben zu können. Ansichten ändern sich, wie gesagt. So gesehen müssen sich dann jene Interpretationen, die vom Bemühen gezeichnet sind, Adornos Selbstpositionierungen als statisch und seine Sicht auf Amerika und Europa als deterministisch zu kritisieren, fragen lassen, inwieweit sie sich selbst ihrer einmal festgelegten und nicht re-justierbaren Perspektivierungen bewusst sind – oder wie sie ein Bewusstsein für die Automatismen der gewählten Lesestrategie strategisch in sich arbeiten lassen könnten. Die Frage zielt auf das, was Adorno fordernd eine „kritische Selbstbesinnung“ nennt (Adorno 1997e: 692). Denn jede Grenzziehung – auch der Schluss-Strich der Lektüre – muss ihre eigene Revision notwendigerweise antizipieren; jedenfalls, wenn sie sich als eine geschichtliche Tatsache, das heißt als begründet, abgeleitet und durch historischen Wandel legitimiert betrachten lassen will.

\*

„Lieber und verehrter Herr Doktor Mann,  
ob meine Karte Sie erreicht hat, weiß ich nicht. Wir bleiben nur noch bis Dienstag hier, da es sich unterdessen entschieden hat, daß ich nun wirklich in großer Hast nach Los Angeles

<sup>5</sup> In seiner Antwort auf Adornos erste Meldung aus Deutschland schreibt Thomas Mann am 9. Januar 1950: „Ich weiss nicht, mir scheint von solchem Spuk die Luft hier immer voll zu sein, und es macht mir großen Eindruck, dass Sie sich in der fremden Heimat drüber so frisch und wohl fühlen. Wir in der heimatisch gewordenen Fremde hier leben im Grunde am falschen Ort, was unserem Dasein etwas Unmoralisches verleiht. Das macht mir nun freilich wieder Spass. Auch hänge ich sehr an unserem Haus, das so ganz das Rechte für mich ist, und liebe auch Land und Leute, die ja gutmütig und freundlich geblieben sind, obgleich die politische Luft more and more unbreathable wird“ (Adorno/Mann 2002: 55).

muß. Von Mitte September an werde ich für ein paar Wochen dort sein. Auf jeden Fall werde ich mich bei Ihnen melden.“ (Theodor W. Adorno an Thomas Mann, Hirschegg, 25. August 1951. In: Adorno/Mann 2002: 85)

\*

Es ist die Grenzbeobachtung, die das Abwesende und Anwesende gleichzeitig präsent macht. Doch die bestimmte Bestimmung, die auch die Unterscheidung zwischen Eigenem und Fremden als eine angeblich sichere Operation erscheinen lässt – und doch übersehen muss, dass dabei die Selbstbestimmung dessen, der diese Unterscheidung trifft, als vorgängig vorausgesetzt wird, für die es aber keine Bestimmung als die retrospektive Versicherung geben kann, die stets erst nachträglich als gegeben erklärt, was vorab existent gewesen sein muss –, erweist sich als fragwürdig: Sie ist ein zeitlicher Prozess – und somit markiert von der Unsicherheit der Adressierung und des Ankommens, über das noch mehr Worte zu verlieren wären – und Effekt und Resultat der Performanz der Sprache. Entsprechend heißt es, Grenzen als Bewegungsmelder zu begreifen. Kein Zweifel, Grenzen als Teil eines real-existierenden administrativen, global und dabei weit gehend nationalstaatlich parzelliert sich organisierenden Kontrollapparates zu betrachten, der nach umzusetzenden legislativen Vorgaben und ordnungspolizeilichen Verordnungen die Erfüllung von Ein- und Ausreiseformalitäten überprüft sowie Ein- und Ausschlussbewegungen steuert, ist eine Betrachtungsweise, die sich eher an der Wahrnehmung von politischen Realitäten orientiert, in denen diese vielfachen Selektionen durch Unterscheidung sehr konkrete Folgen für das jeweilige Individuum als Passbesitzer nach sich ziehen, das Grenzen zu überschreiten sucht. Grenzen zum anderen als strukturierende Aneignung von Landschaft zu interpretieren, was Land und Raum außer zu Abstraktionsbegriffen in einer kartographisch niedergelegten anthropozentrischen Weltordnung auch zu besitzbaren Tauschobjekten macht, wäre eine weitere Sichtweise, die es erlaubt, auch die historische und damit veränderbare Gegebenheit dieser durch die Limitation von Bewegungsfreiheit sich beweisenden Manifestationen von Hoheitsansprüchen genauer in den Blick zu nehmen. Wesentlicher für die Erörterung von Grenzen aus Sicht desjenigen, der liest, ist allerdings etwas Drittes: die Form und Funktion der Repräsentation derjenigen, die sich der beschreibenden – also narrativen – Festlegung von Grenzen in politischen, ästhetischen, institutionellen Diskursen bedienen. Das hieße: Die Aufgabe ist, anhand der Art und Weise, wie Grenzen beschrieben werden, zu beobachten, worauf Selbstpositionierungen in Texten bauen – und wie sie sich eben dadurch fortlaufend verschieben. Auf Bewegungsmeldungen statt auf die Bestandsaufnahme der Statik von etwas zu setzen, das als unveränderlich gilt, solange man es nur betrachtet, würde auch die eigenen Sortierprozesse einer Selbstperspektivierung auszusetzen erlauben, die nicht allein

pflichtschuldig entsprechend tradierter Gegensatzkategorien operiert. Denn jede Grenze verlangt, wie gesagt, wiederholt nach der Revision der Festlegungen, auf denen sie beruht. Adornos retrospektive Schilderungen des Aufenthalts in Amerika, die kein starrer Blick auf die Wiederholungsfiguren eines vorgefundenen adornoschen Begriffslexikons zu lesen vermag, verraten, dass es an der Zeit ist für eine Umstellung von Statik auf Bewegung, wo immer die Konstruktion von Identität zum Thema wird: wo immer die Grenzbefestigungen des Unterscheidungsvermögens ihre Arbeit leisten. Eine Zielvorgabe kann daher lauten, anhand von Texten, die sich in Grenzziehungen üben, nachzuzeichnen, wie diese Selbstpositionierungen grundlegend angewiesen sind auf Unterscheidungen, auf Differenzbeteuerungen, die aber – im Laufe der Zeit (der Lektüren) – immer wieder verrückt werden, zu Deplatzierungen führen, zu mutwilligen Abbruchunternehmungen in Form von Lektüren, zur Entropie streben, der auch die Statiker letztlich nichts entgegenzusetzen haben. Sie zu lesen heißt dann, schreibend nachzuzeichnen, wie die Position eines Textes niemals auf einen Punkt zu bringen ist, sondern sich nur in Linien beschreiben lässt: Linien zwischen Texten, Linien, die sie verbinden, und Linien, die sie voneinander trennen.

\*

„Flucht wohin, werden Sie sagen. Sie haben recht, man entkommt dem nirgends. Europa ist eine armselige Kolonie. Aber merkwürdig, je miserabler es um Europa steht, desto mehr fühle ich mich als Europäer, und, wie ich wohl sagte, es zieht mich zu der Erde, von ‚der ich genommen bin‘. Deutschland kommt nicht in Betracht, es ist mir zu unheimlich, – wenn es auch das Einfachste wäre, uns auf unserem schönen Grundstück an der Isar (die Ruine ist nun abgerissen) ein neues kleineres Haus zu bauen, und ich ginge wieder zum Aumeister spazieren. Wäre aber doch zu gespenstisch.“ (Thomas Mann an Theodor W. Adorno, Pacific Palisades, 19. April 1952. In: Adorno/Mann 2002: 107)

\*

Wie sich die Beteuerung von Identität artikuliert, indem man sich des Traditionsbegriffs architektonischer Metaphorik wie einer rhetorischen Grenzziehungspraxis funktionell bedient, lässt sich abschließend an einem Artikel jüngeren Datums aus der deutschen Ausgabe von „Le Monde Diplomatique“ zeigen, eines Zeitungsprojekts, das sich als grenzüberschreitend und gesamt-europäisch versteht. Unter der Überschrift „Wo endet Europa. Vertiefung, Erweiterung oder Schwächung“ – dem Titel fehlt bezeichnenderweise ein erwartbares Fragezeichen – wird darin die Frage nach der europäischen Einheit und Identität erörtert. Den Ausführungen liegt an einer Bestimmung des als historisch begriffenen Projekts „Europa“ – eines Projekts, das entgegen der im Artikel vertretenen Ansicht wohl eher als das Ergebnis von vielfachen und divergenten Projektionen zu interpretieren wäre, wenn man politische

und kulturelle Diskurse daraufhin untersuchen würde. Nicht erst im Verlauf des Artikels wird das Projekt Europa, möglicherweise unbeabsichtigt, zu einer Frage der Perspektive erklärt: „Der Aufbau des europäischen Hauses ist zu keinem Zeitpunkt nur Sache der Europäer gewesen“ (Cassen 17.01.2003: 12). Mit diesen Worten formuliert gleich der erste Satz ein Axiom und eine allzu selbstverständliche Bestimmung, die die unbezweifelbare Identität der europäischen Hausbewohner (und angeblichen Hausbesitzer?) behauptet, gerade auch, wenn hier die namenlosen „Anderen“ indirekt erwähnung finden. Die sichere Annahme, es gäbe Europäer – im Gegensatz zu den hier unbenannten Anderen, die als Nicht-Europäer den Europäern erst deren Identität sicherstellen –, muss sich im Weiteren kein kritisches Nachfragen gefallen lassen – um dann, abschließend, den Artikel mit herbeizitierten Worten, einer Äußerung Charles de Gaulles, enden zu lassen, indem die Anfangsbegründung zu einer selbst versichernden Forderung dessen umformuliert wird, der da spricht: „Ich jedenfalls will Europa. Damit es europäisch und nicht amerikanisch sei“ (ebd.: 13). Die historisch geläufige Unterscheidung – hier das „Europäische“, dort das „Amerikanische“ – wird an dieser Stelle dazu genutzt, um die Behauptung, der Herr im eigenen Hause zu sein, auch in die Zukunft zu übersetzen. Die Bestimmung der Gegenwart wird in die Zukunft adressiert. Verwendet wird dabei eine der vielen aus dem historischen Archiv abrufbaren und beliebig funktionalisierbaren prominenten Äußerungen über Europa. So formuliert sich ein doppelt reaktionäres Programm, und zwar doppelt, da es den Blick auf die Historie wie auf die Zukunft bestimmt – und sich der Zukunft hier aus Sicht der Gegenwart ermächtigt, um die eigene Identität vor Ort und im Jetzt zu beteuern. Im Unterschied zu den Selbstinszenierungs-texten eines Theodor W. Adorno, mit dem auf Reisen zu gehen weiter lohnt, lässt sich die Beteuerung von Identität in dem angeführten Artikel aus „Le Monde Diplomatique“ – und man kann ihn mit gewisser Berechtigung als exemplarisch für jene Diskurse anführen, die *ein Europa einem Amerika* (und das heißt zumeist: den USA) entgegenstellen wollen – eben nicht als eine interventionistische Selbstschutzbehauptung verstehen, die die unumgängliche Stereotypenproduktion als blinden Fleck mitdenkt. Erkennbar ist dieses Programm nicht eine Sendung nach außen, die durch strategische Folgekomunikationen herauszufordern beabsichtigt. Eine vielmehr nach innen – an einen Ort in Europa, an *uns* – adressierte Identitätsbeteuerung, die die Effekte der eigenen Performativität einfach als Gegebenheiten darzustellen versucht, darf als exemplarisch bezeichnet werden für einen Diskurs in „Europa“ über „Europa“; einen Diskurs, der in weiten Teilen den Diskurs von „Amerika“ über „Amerika“ nur als ein historisch immer noch verspätetes Einigungsprojekt nachzuschreiben sich anschickt. Um dann endlich, eines Tages, (wieder) bei sich – in Europa – ankommen zu wollen und bei sich zu sein. Auf solch repräsentativ sich ausnehmende Verlautbarungen wie den in „Le Monde Diplomatique“ veröffentlichten Beitrag, in dem ein Europäer für sich – und

gleich im Namen aller Europäer, die sich der beschworenen Tradition verpflichtet sehen – zu sprechen behauptet (und zu diesem Zweck eine Figur aus der Geschichte zitiert, die einen bedeutungsbefüllten Namen besitzt), heißt es mit einem Widerspruch zu antworten, der die eigenen Widersprüche zum Ausdruck zu bringen erlaubt (wie Adornos Äußerungen, liest man sie daraufhin genau). Der Widerspruch gilt jenen Texten, in denen man „Europa“, „Deutschland“ und „meine Sprache“ – wenngleich unausgesprochen – als gegeben behauptet vorfindet oder sie zu einem projektierten Ziel erklärt werden, statt sich bei der Lektüre damit zu konfrontieren, dass Texte beim Formulieren ihres Identitätsprojekts auf sprachliche Grenzziehungen bauen, deren ungestörte Aufrüstungspläne es zu durchkreuzen gilt. Ob und wie dieser Widerspruch ankommen wird und kann, und welche Folgen dies haben wird, darauf muss man es immer wieder ankommen lassen. In Europa *und* anderswo.

## Literatur

- Adorno, Theodor W. (1968): Scientific Experiences of a European Scholar in America. In: *Perspectives in American History*. Vol. II: The Intellectual Migration: Europe and America, 1930-1960. Hrsg. von Donald Fleming und Bernard Bailyn. Cambridge, Mass.: Harvard University Press, S. 338-370.
- Adorno, Theodor W. (1981): *Prisms*. Aus dem Deutschen von Samuel und Shierry Weber. Reprint der Erstauflage von 1967. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Adorno, Theodor W. (1997a): Zu Benjamins Briefbuch „Deutsche Menschen“. In: Adorno, Theodor W.: Noten zur Literatur (= Adorno, Theodor W.: Gesammelte Schriften in zwanzig Bänden. Hrsg. von Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997 [im Folgenden: Gesammelte Schriften]/Bd. 11), S. 686-692. – Zuerst: Benjamin, Walter (Hrsg.): Deutsche Menschen. Eine Folge von Briefen [...]. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1962, S. 121-128.
- Adorno, Theodor W. (1997b): Amorbach. In: Adorno, Theodor W.: Kulturkritik und Gesellschaft I. *Prismen*. Ohne Leitbild (= Gesammelte Schriften/Bd. 10.1), S. 302-309. – Zuerst: Süddeutsche Zeitung (05.06.11.1966).
- Adorno, Theodor W. (1997c): Vorwort zu einer Übersetzung der „Prismen“. In: Adorno, Theodor W.: Kulturkritik und Gesellschaft II. *Eingriffe*. Stichworte. Anhang (= Gesammelte Schriften/Bd. 10.2), S. 803-804. – Zuerst auf Englisch (s. Adorno 1981 [1967]).
- Adorno, Theodor W. (1997d): Wissenschaftliche Erfahrungen in Amerika. In: Adorno, Theodor W.: Kulturkritik und Gesellschaft II. *Eingriffe*. Stichworte. Anhang (= Gesammelte Schriften/Bd. 10.2), S. 702-738. – Zuerst auf Englisch (s. Adorno 1968). – Deutsch in: Neue deutsche Hefte 16(1969)2, S. 3ff.
- Adorno, Theodor W. (1997e): Auf die Frage: Was ist deutsch. In: Adorno, Theodor W.: Kulturkritik und Gesellschaft II. *Eingriffe*. Stichworte. Anhang (= Gesammelte Schriften/Bd. 10.2), S. 691-701. – Zuerst: Beitrag zur gleichnamigen Sendereihe des Deutschlandfunks (09.05.1965). – Erstdruck: Liberal 7(1965)8, S. 470ff.
- Adorno, Theodor W. (1997f): *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben* (= Gesammelte Schriften/Bd. 4). – Zuerst: Frankfurt am Main: Suhrkamp 1951.
- Adorno, Theodor W./Mann, Thomas (2002): *Briefwechsel 1943-1955*. Hrsg. von Christoph Gödde und Thomas Sprecher. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Barnouw, Dagmar (1976): „Beute der Pragmatisierung“: Adorno und Amerika. In: Paulsen, Wolfgang (Hrsg.): *Die USA und Deutschland. Wechselseitige Spiegelungen in der Literatur der Gegenwart*. Zum zweihundertjährigen Bestehen der Vereinigten Staaten am 4. Juli 1976. Bern/München: Francke, S. 61-83.
- Bennington, Geoffrey (1994): *Postal Politics and the Institution of the Nation*. In: Bennington, Geoffrey: *Legislations. The Politics of Deconstruction*. London/New York: Verso, S. 240-257.
- Cassen, Bernard (17.01.2003): Wo endet Europa. Vertiefung, Erweiterung oder Schwächung. Deutsch von Grete Osterwald. In: *Le Monde Diplomatique*. Deutsche Ausgabe, S. 12-13.
- Derrida, Jacques (1996): *Le monolinguisme de l'autre, ou la prothèse d'origine*. Paris: Galilée.
- Gross, Harvey (1979): Adorno in Los Angeles: The Intellectual Emigration. In: *Humanities in Society* 2.3, S. 339-351.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1970): *Werke in 20 Bänden*. Bd. 12: *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hohendahl, Peter U. (1992): The Displaced Intellectual? Adorno's American Years Revisited. In: *New German Critique* 56 (Spring-Summer), S. 76-100.
- Hughes, H. Stuart (1975): *The Sea Change. The Migration of Social Thought, 1930-1965*. New York/San Francisco: Harper & Row.
- Israel, Nico (1997): Damage Control: Adorno, Los Angeles, and the Dislocation of Culture. In: *The Yale Journal of Criticism* 10.1, S. 85-113.
- Jay, Martin (1983): Adorno in Amerika. In: Friedeburg, Ludwig von/Habermas, Jürgen (Hrsg.): *Adorno-Konferenz* 1983. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 354-387.
- Morin, Edgar (1977): *La Méthode*. Tome 1: *La nature de la nature*. Paris: Seuil.
- Stöckmann, Ingo (2001): *Vollendetes Verhängnis. Adornos Amerika*. In: *Weimarer Beiträge* 47.4, S. 525-539.
- Wilcock, Evelyn (1996): Adorno's Uncle: Dr Bernard Wingfield and the English Exile of Theodor W. Adorno 1934-8. In: *German Life and Letters* 49.3, S. 324-338.

Forschungen zur Europäischen Integration  
Band 12

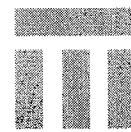
Herausgegeben von  
Ingeborg Tömmel

Holger Huget · Chryssoula Kambas  
Wolfgang Klein (Hrsg.)

unter Mitarbeit von Astrid Roffmann

# Grenz- überschreitungen

Differenz und Identität  
im Europa der Gegenwart



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN



VS Verlag für Sozialwissenschaften  
Entstanden mit Beginn des Jahres 2004 aus den beiden Häusern  
Leske+Budrich und Westdeutscher Verlag.  
Die breite Basis für sozialwissenschaftliches Publizieren

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage Februar 2005

Alle Rechte vorbehalten  
© VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2005  
Lektorat: Monika Mühlhausen / Bettina Endres  
Der VS Verlag für Sozialwissenschaften ist ein Unternehmen von Springer Science+Business Media,  
[www.vs-verlag.de](http://www.vs-verlag.de)



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürfen.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg  
Druck und buchbinderische Verarbeitung: Rosch-Buch, Scheßlitz  
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany

ISBN 3-531-14520-7

## Inhaltsverzeichnis

<b>Einführung</b> .....	7
Integration und Transgression..... <i>Holger Huget, Chryssoula Kambas, Wolfgang Klein</i>	9
<b>I. Grenzüberschreitungen in Literatur und Kultur</b> .....	27
<i>Spiritus Vector. Vaterländer, Muttersprachen und die Literatur(wissenschaft)en ohne festen Wohnsitz..... Ottmar Ette</i>	29
Kulturelle Grenzen und Grenzüberschreitungen in Bosnien. Die Sarajevo-Essays von Dževad Karahasan..... <i>Monika Straňáková</i>	65
Zu Grenzen des Sendungsbewusstseins im Anschluss an Theodor W. Adorno..... <i>Nils Plath</i>	73
Grenzenlose Popkultur? Popliteraten zwischen nationalem Kanon und westlich-amerikanischem Kulturuniversalismus .....	87
<i>Albert Drews</i>	
<b>II. Grenzüberschreitungen in Sprache und Kommunikation</b> .....	103
Sprachenvielfalt – Grenzenvielfalt? .....	105
<i>Konrad Ehlich</i>	

Entgrenzung und Grenzziehung im Internet.....	115
<i>Roberto Simanowski</i>	
„Liber“ – Bourdieus Netzwerk zwischen Ost und West.	
Ein Werkstattbericht .....	133
<i>Anna Chiarloni</i>	
Methodologischer Nationalismus und reflexive Soziologie. Ulrich Beck, Pierre Bourdieu und die Grenzen im soziologischen Sprachgebrauch.....	139
<i>Hubert Wissing</i>	
<b>III. Grenzüberschreitungen in Politik und Gesellschaft.....</b>	<b>151</b>
Begrenzung und Abwehr: De-Globalisierung und protektionistische Migrationspolitik nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland und Europa.....	153
<i>Jochen Oltmer</i>	
What's in a Continent? The borders of Europe before and after 1990.....	173
<i>Michael Wintle</i>	
Grenzen und Grenzüberschreitungen europäischer Demokratie(theorie) ..	193
<i>Holger Huget</i>	
Bürgerschaft in neuen Grenzen: Zur sozialen Konstitution politischer Ordnung in Europa.....	221
<i>Antje Wiener</i>	
Grenzen und Kooperation. Zu den Strukturen kommunaler grenzübergreifender Kooperationen .....	265
<i>Kai Rabenschlag</i>	
Eine doppelte Grenzproblematik: Zypern und die Europäische Union.....	289
<i>Thomas Diez</i>	
<b>Autorinnen und Autoren.....</b>	<b>307</b>

## Einführung